

## Aus doppeltem Anlass. Erinnerung an Wilhelm Hausenstein

125 Jahre sind vergangen, seit Wilhelm Hausenstein in Hornberg im Schwarzwald geboren wurde, und 50 Jahre, seit er in München starb. Als er geboren wurde, 1882, wurden auch James Joyce, Jean Giraudoux, Georges Braque, Igor Strawinsky geboren; als er starb, 1957, starben auch Alfred Döblin, Valéry Larbaud, Curzio Malaparte, Constantin Brancusi, Henry van de Velde, Arturo Toscanini, Jan Sibelius. So also hießen die Zeitgenossen; und die Zeit hieß – in Deutschland – Zweites Kaiserreich, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, Drittes Reich, Zweiter Weltkrieg, Bundesrepublik. Es waren 75 Jahre, nicht viele; aber sie hatten es in sich.

1

Begonnen hat Hausenstein, nach den gymnasialen Jahren in Karlsruhe und nach den Studien in Heidelberg, Tübingen und München, als *Kunsthistoriker*. Sein erstes Buch (1910) galt dem Bauern-Bruegel; es folgten Monographien über Grünewald, Fra Angelico, Giotto, Carpaccio und Rembrandt, über Barock und Rokoko, über exotische Kunst, und eine umfassende ‚Kunstgeschichte‘. Schon in seinem ersten Buch bemühte er sich, den Künstler in sein soziales, politisches und ökonomisches Umfeld einzuzeichnen, ihn aus ihm heraus zu verstehen und verständlich zu machen. Man komme nicht umhin, so schrieb er schon in eben jenem ersten Buch, „beim Wirtschaftsgeschichtlichen, beim Gemeingeschichtlichen“<sup>1</sup> zu verweilen, wenn man das bloß Ästhetische überwinden wolle.

So lag es nahe, dass Hausenstein auch als *Kunstsoziologe* hervortrat. Aber ihm ging es nicht, wie sonst, um die Einwirkungen der Gesellschaft auf die Themen, sondern auf die Formen der Kunst, also auf das eigentlich Künstlerische der Kunst. „Die größten Fehler der soziologischen Kunstbetrachtung sind, dass sie in den künstlerischen Schöpfungen die Inhalte sucht und untersucht und zwischen ihnen und bestimmten wirtschaftlichen Verhältnissen eine gerade Linie ziehen will. Das wirklich Soziale in der Literatur aber ist: die Form.“<sup>2</sup> Diese Sätze schrieb, auf ungarisch, Georg Lukács im Jahre 1912 in seinem Vorwort zur ‚Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas‘. Wilhelm Hausenstein konnte diese Sätze nicht kennen, als er 1911 sein Werk

über den nackten Menschen ‚in der Kunst aller Zeiten‘, 1913 über den nackten Menschen ‚in der Kunst aller Zeiten und Völker‘ erscheinen ließ; aber er hatte sich sein Thema bewusst gesucht und gewählt. „Wir brauchen ästhetische Motive, die so allgemeiner Natur sind, dass sie sich zum sozialen Manifest nicht leicht eignen – auch nicht in einem entgegengesetzten Sinn so speziell sind, dass sie die Auffindung der sozialen Linie erschweren; Motive endlich, die in allen Zeiten kunstgeschichtlicher Entwicklung in Ansehen standen und darum als klassische Motive aller künstlerischen Kulturen gelten dürfen. Diese Motive sind die Formen der nackten menschlichen Gestalt: die Formen des elementarsten menschlichen Daseins. Mit dieser Wahl verbauen wir uns alle Möglichkeiten einer Pseudoästhetik, die mit dem Stofflichen listet. Die Frage lautet einfach: haben die Formen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen Lebens auf die Darstellung der menschlichen Formen Einfluß?“<sup>3</sup> Die Frage zu stellen hieß für Hausenstein, sie zu bejahen, und sein Ja mit einem ungeheuren Material zu untermauern. Man wurde auf ihn aufmerksam, vor allem in der jungen Sowjetunion, wo Anatoli Lunačarskij, der Volkskommissar für das Bildungswesen, ihn von 1923 an in mehreren Veröffentlichungen vorstellte und ihm auch den Auftrag gab, für die Sowjetenzyklopädie den Artikel übers Barock zu verfassen. In der Zeitschrift des Kulturministeriums schrieb 1926 der Kunsthistoriker Vladimir Fedorov: „Wilhelm Hausenstein ist der wichtigste und beinahe einzige Vertreter der zeitgenössischen marxistischen Ästhetik.“<sup>4</sup>

Doch auch der unmittelbaren Gegenwart wandte Hausenstein sich zu: nämlich als *Kunstkritiker* in unzähligen Beiträgen für Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher und wiederum mit Monographien über den Expressionismus, über Albert Weisgerber, Rudolf Großmann, Max Unold, Lovis Corinth, René Bech – und Paul Klee; diese ist nicht nur die schönste, sondern auch die wichtigste, weil sie den Künstler bekannt, ja berühmt machte. Rainer Maria Rilke schickte das Buch an Baladine Klossowska, und zwar weniger wegen Klee als vielmehr wegen Hausenstein: „Car sa manière de voir est très spirituelle et parfois amusante“<sup>5</sup>; und Herbert Read fand noch nach 25 Jahren, es bleibe „in many respects the most complete and understanding account of the painter and his work“<sup>6</sup>.

Freilich war Hausenstein alles andere als ein Stubenhocker oder Stubenlehrer, als ein Hieronymus im Gehäus. „Wer den Dichter will

verstehen, / Muß in Dichters Lande gehen.“<sup>7</sup> Goethes Wort gilt aber nicht nur vom Dichter, sondern auch vom Künstler, und so zog es auch Hausenstein immer wieder an die Orte, an denen die Künstler gelebt und an denen sie ihre Werke hinterlassen hatten. So führte ihn Carpaccio nach Venedig, Breugel nach Antwerpen, Rembrandt nach Amsterdam, Vermeer nach Delft, Cézanne nach Aix-en-Provence, van Gogh nach Arles. Er wollte den Spuren folgen, selber vor den Bildern und den Bauten stehen, sie selber sehen; Anschauung war ihm wichtig. Und so wurde er auch zum *Reiseschriftsteller*, wiederum mit vielen Beiträgen und mit Büchern über Baden, Belgien, Holland, Südfrankreich, Griechenland und Venedig; über ‚Europäische Hauptstädte‘, ‚Abendländische Wanderungen‘ und ‚Wanderungen auf den Spuren der Zeiten‘.

Es ging ihm um die Kunst, aber immer auch um die Literatur. Hausenstein hat sich als *Herausgeber* der Werke von Büchner und Seume verdient gemacht, die von der offiziellen Literaturwissenschaft eher ignoriert worden waren; als *Übersetzer* von Maurice Barrès (nämlich, nicht zufällig, von dessen Buch, das El Greco, den Künstler, im Kontext von Toledo beschrieb); von Baudelaire vor allem, aber auch von Mallarmé, Verlaine, Rimbaud und manchen anderen; als *Interpret* von Cervantes und Stifter. Als Hausenstein am 2. Juni 1957 von seinem Schreibtisch aufstand, lag dort der erste Entwurf zu einem Essay, der ‚1857‘ heißen und davon handeln sollte, dass in jenem Jahr, also vor einem Jahrhundert, drei Hauptwerke der Literatur erschienen waren: Stifters ‚Nachsommer‘, Flauberts ‚Madame Bovary‘ und Baudelaires ‚Fleurs du Mal‘. Es waren Werke, die ihm am Herzen lagen; und sie bildeten eine eigenartige Konstellation, eine Konfiguration von deutschem und französischem Leben, Denken und Dichten. Das Thema lockte und schreckte ihn zugleich. Noch bevor er sich erhob, schrieb er, der immer an sich Zweifelnde, in sein Tagebuch: „Schwer, schwer. Ich hoffe, etwas zu vermögen, bin dessen aber nicht gewiß.“<sup>8</sup> (Der Satz füllte, ganz genau, die letzte Zeile auf der letzten Seite seines Tagebuchs, und war der letzte, den Hausenstein schrieb. Am Vormittag des folgenden Tages ist er gestorben.)

Schließlich trat Hausenstein selber als *Erzähler* hervor; vor allem mit dem ersten und leider auch einzigen Band seiner Autobiographie, der 1947, also vor genau 60 Jahren erschien: ‚Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit‘. Dem Dilemma jedweder Autobiogra-

phie, das darin besteht, dass der Beschreibende mit dem Beschriebenen nicht mehr ganz identisch ist – diesem Dilemma versuchte er dadurch zu entgehen, dass er sich verdoppelte, oder auch teilte, nämlich in zwei Vettern, die beide angeblich „im gleichen Augenblick, um die Mitte des Juni 1882“<sup>9</sup> im Sternzeichen der Zwillinge geboren sind, und von denen der eine der Beschreibende und der andere der Beschriebene ist. Aber am Ende dieser ‚Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende‘ gibt das Buch sein Geheimnis selber preis; denn da geht der, um den es hier geht, im Karlsruher Schlossgarten unter den Gingkobäumen her, hebt ein Blatt auf und sagt sich erst die erste Zeile des Gedichts von Goethe vor: „Dass ich eins und doppelt bin“<sup>10</sup>; und dann dessen mittlere Strophe „Ist es ein lebendig Wesen, / Das sich in sich selbst getrennt? / Sind es Zwei, die sich erlesen, / Dass man sie als eines kennt?“<sup>11</sup> (Thomas Mann hat den ‚Doktor Faustus‘, der ebenfalls 1947 erschien, ebenso angelegt.)

Zu nennen wäre noch der *Journalist* Hausenstein und der *Redakteur*, der das Literaturblatt und die Frauenbeilage der berühmten ‚Frankfurter Zeitung‘ durch das sogenannte ‚Dritte Reich‘ manövrierte, von dem er Abstand hielt und dem er widerstand. Er wusste, dass alles, was er veröffentlichte, „mit der Lupe gelesen“<sup>12</sup> wurde; und zwar nicht nur von den Feinden, sondern auch von den Freunden, und von beiden, weil sie den doppelten Sinn seiner Schriften suchten und das, was zwischen ihren Zeilen geschrieben war.

Und zu nennen wäre auch noch der *Diplomat*, der erste Botschafter Deutschlands in Frankreich nach jenen dunklen Jahren; und von ihm wird, nach dem Kunsthistoriker, dem Kunstsoziologen, dem Kunstkritiker, dem Reiseschriftsteller, dem Übersetzer, dem Erzähler, dem Journalisten, dem Redakteur – also von dem Diplomaten wird jetzt ausführlicher die Rede sein.

## 2

Im März 1950 kam ein Anruf aus Bonn, und er kam ungelegen. Denn nun wollte Wilhelm Hausenstein endlich in Ruhe gelassen werden; wollte nur noch lesen, schreiben, auch reisen, kurz: sein eigenes Leben leben, das ohnehin zur Neige ging. Und dass er sich diese Ruhe redlich verdient hatte, konnte keiner bestreiten.

Außerdem schien das Leben nochmals neu zu beginnen. Was Hausenstein sagte, wurde gehört, was er schrieb, wurde gedruckt, auch was er in den dunklen Jahren heimlich geschrieben und überdies übersetzt hatte. Da kam der Anruf, der ihn ins Kanzleramt nach Bonn bestellte, sehr ungelegen; nun gut, so hieß es, der Kanzler wolle ohnehin nach München fahren und könne dort mit ihm zusammentreffen. Und erst dort ließ Adenauer die Katze aus dem Sack: wäre Hausenstein vielleicht bereit, die junge Bundesrepublik in Frankreich zu vertreten, d.h. als ihr erster Generalkonsul nach Paris zu gehen?

Hausenstein war wie vor den Kopf geschlagen; er hatte ja andere, literarische Pläne. (Ihretwegen hatte er schon das Angebot der Amerikaner abgelehnt, die Leitung der ‚Süddeutschen Zeitung‘ zu übernehmen.) Adenauer ließ nicht locker: Hausenstein sei zwar, wie er selber sage, kein Politiker, aber er habe an der ‚Frankfurter Zeitung‘ gewiss genug gelernt; dagegen sei er Katholik, Humanist und ‚homme de lettres‘, frankophil und frankophon dazu, und einer der wenigen, die die dunklen Jahre unbefleckt überstanden hatten. „Wir Alten müssen es machen“<sup>13</sup>, meinte Adenauer.

Hausenstein bat um Bedenkzeit. „Ich habe alle Bedenken ausgetragen, Tag um Tag, und war sehr nahe daran, abzulehnen. Zuletzt aber trat dieses Argument vor: wenn es in Deutschland ein einziges Mal geschah, dass ein Amt politischer Repräsentation einem Schriftsteller angetragen wurde, dann durfte er sich in der Tat nicht versagen: dann musste er, persönliche literarische Aufgaben und selbst die ihm dringlichsten mit aller Härte gegen sich selbst zurücksetzend, das Seine beitragen, damit diese grundsätzlich neue und im Prinzip erfreuliche Möglichkeit realisiert werde. Am Osterdienstag 1950 habe ich durch ein Telegramm an den Kanzler im Prinzip zugesagt.“<sup>14</sup>

Am 4. Juli wurde Hausenstein offiziell zum Generalkonsul ernannt; am 16. Juli kam er, zusammen mit Margot, seiner Frau, an der Gare de l’Est in Paris ein, wo ihn der stellvertretende Protokollchef des Außenministeriums „so knapp wie trocken“<sup>15</sup> begrüßte. Bei seiner Ankunft sagte er: „Ich bin einfach gekommen, um meine konsularischen Aufgaben zu erfüllen, die zu einem Großteil wirtschaftliche Aufgaben sind. Aber ich gebe zu, dass ich sehr glücklich sein werde, auch den kulturellen Austausch zwischen unseren beiden Ländern erleichtern zu können, denn ich fühle mich seit je den Ausdrucksformen des französischen Geistes verwandt, seit je habe ich versucht, meinen Landsleu-

ten den Genius Frankreichs verständlich zu machen. Ich möchte Ihnen versichern, dass ich ein Mann guten Willens bin und ein Zeuge des guten Willens der überwiegenden Mehrheit meines Volkes.“<sup>16</sup>

Vorher hatte es noch einigen Ärger gegeben. Die Bonner Bürokraten hatten den Etat der deutschen Vertretung in Paris so weit gekürzt, dass Hausenstein schon an einen Rückzug dachte; von einem Abgeordneten musste er sich sagen lassen, dass man ihm und seinesgleichen „die Gelegenheit vorenthalten müsse, in Saus und Braus zu leben“<sup>17</sup>. Und in der Tat: Hausenstein arbeitete in einem anfangs unfertigen, unmöblierten und ungeheizten Haus, wohnte in zwei Zimmern im Hotel, und wenn er mittags einen Gast zum Essen bat, musste er sich abends zum Ausgleich mit etwas Obst begnügen. Was vom Frühstück übrig war, nahm Margot mit ins Konsulat, damit die Angestellten etwas zu essen hatten. (Adenauer, der dies ungerührt erzählte, wunderte sich, „dass man Leute findet, die für so wenig Geld diese Arbeit auf sich nehmen“<sup>18</sup>.) Dieselben Angestellten schrieben ihre Briefe manchmal mit dem Bleistift, weil sie keine Tinte kaufen konnten.

Auch aus anderen Gründen fiel der Anfang schwer. Deutschland hatte eine Schuld auf sich geladen, die in Frankreich noch lange nicht vergessen war. „Bei meinen Spaziergängen durch Paris, die ich nicht so sehr aus alter Liebhaberei unternahm als vielmehr aus dem durch meine Situation gebotenen Bedürfnis, aus der Atmosphäre die Stimmungen der Pariser, insbesondere gegenüber Deutschland, mit den Antennen zu erspüren, fielen mir an Mauern jene Plaquetten auf, welche die Namen von Angehörigen der Résistance im Gedächtnis der Vorübergehenden befestigen wollten. Das wiederkehrende ‚fusillé par les Allemands‘ traf mich immer und überall so scharf, als trüge ich eine persönliche Verantwortung. Als erster offizieller Vertreter Deutschlands moralisch auf jede Weise exponiert, empfand ich die zufällige Konfrontation mit solchen steinernen Wandschildern und mit den Blumen, die daran geheftet waren, so intensiv, dass ich mir das Blut der Schamröte ins Gesicht steigen fühlte.“<sup>19</sup> Der atmosphärische Druck war so groß, dass Hausenstein sich „mit instinktiver Reaktion immer wieder fragte, ob es einem Deutschen um 1950 in Frankreich erlaubt sei, zu lachen“<sup>20</sup>.

Gelegentlich stieß Hausenstein auch auf demonstrative, provokative Ablehnung. Als Margot, noch im ersten Jahr, einmal in seinem Namen – es ging um eine Ausstellung, die dann doch nicht zustande kam – im

Musée d'Art Moderne vorsprach, wurde sie von der Assistentin des Direktors empfangen, in deren Büro ein großes Stück einer Hakenkreuzfahne hing. Und als Margot fragte, ja notgedrungen fragen musste, was dieser Gegenstand bedeuten solle, rief die Dame „mit anzüglichem Pathos“<sup>21</sup> aus, sie habe ihn bei ihrer Befreiung aus einem Konzentrationslager als Trophäe mitgenommen. Und noch im zweiten Jahr, im Sommer 1951, geschah es, dass Hausenstein die vom Bundespräsidenten ausgefertigte Urkunde über den deutschen Beitritt zur Montanunion im französischen Außenministerium zu überreichen hatte. Als er aber, in Begleitung seines persönlichen Referenten, zur vereinbarten Zeit am Quai d'Orsay erschien, ließ man die beiden, trotz mehrfacher Erinnerung, eine Stunde lang im Korridor warten. Dann war der Generalsekretär des Ministeriums endlich bereit, die beiden zu empfangen. „Kein Wort der Erklärung oder gar der Entschuldigung für die ungewöhnlich lange Wartezeit. Ein trockenes ‚Bonjour, Monsieur‘ und ‚Au revoir, Monsieur‘ war die ganze Konversation während des Übergabeaktes, und schon waren wir wieder entlassen.“<sup>22</sup> (So der Referent, Paul Frank, im Rückblick; Hausenstein selber hat den Vorfall in seinen Erinnerungen taktvoll verschwiegen.)

Freilich fanden sich auch Helfer, die Hindernisse aus dem Wege räumten. Annette Kolb zählte zu ihnen, die alte Freundin von München her, die jetzt, nach Exiljahren in New York, wieder in Paris lebte; Carl Jakob Burckhardt, der selber als Gesandter in Paris gewesen und ein bedeutender Schriftsteller war; und der Schriftsteller Joseph Breitbach. Eine große Hilfe war auch Margot, die frankophone Belgierin, die als Jüdin selber viel gelitten hatte. (Als sie, im Jahre 1919, Hausenstein heiratete, war übrigens Rilke einer der Trauzeugen gewesen.)

Langsam, ganz langsam ging es voran. Die ersten Schritte machte Hausenstein auf kulturellem Gelände. Zwar versuchte er vergeblich, Ausstellungen über das Barock, über bayerische Krippen oder über den Maler Wilhelm Leibl zustande und nach Paris zu bringen; aber eine andere Ausstellung, in deren Mittelpunkt ein in Berlin befindliches Bild von Watteau stand, gelang und wurde ein großer Erfolg. Zur Eröffnung, Anfang 1951, erschien sogar der Außenminister Robert Schuman, der mit Hausenstein, Margot und Renée-Marie, beider Tochter, angeregt plaudernd durch die Räume ging. Die Reporter der Wochenschauen folgten ihnen auf dem Fuß, aber was sie filmten, wurde nie gezeigt. „Soweit war es noch nicht, dass Reportagen, die den

französischen Minister des Auswärtigen mit dem deutschen Generalkonsul in längerer und freundlicher Unterhaltung gezeigt hätten, der Psychologie französischer Öffentlichkeit schon angetragen werden konnten.“<sup>23</sup> Im Herbst 1951 gelang dann eine Ausstellung von Bildern französischer Impressionisten aus deutschen Museen. „Die arbeitsreichen Vorbereitungen dieser Ausstellung wurden von Wilhelm Hausenstein zum größten Teil selbst geleitet. In unzähligen Briefen an Ministerpräsidenten der Länder, Kultusminister und Museumsdirektoren war es ihm gelungen, die Widerstände gegen den Transport dieser wertvollen Bilder ins Ausland zu überwinden. Es gab kein Detail, sei es die Gestaltung der Ausstellung insgesamt oder der Umschlag des Katalogs, auf das er nicht persönlichen Einfluß genommen hätte.“<sup>24</sup> Diese Ausstellung wurde ein noch größerer Erfolg: fast 160.000 Eintrittskarten wurden verkauft. „Das Eis fing an, zu springen, aufzutauen. Aber man mußte diesem Prozeß seine Zeit lassen. Man durfte ihn von unserer Seite her nicht etwa forcieren: denn es konnte nur Sache der Franzosen sein, das Tempo dieses überall und immer heiklen, physikalischen Vorgangs zu bestimmen.“<sup>25</sup>

Aber die Arbeit, die Hausenstein zu leisten hatte, erschöpfte sich nicht im Kulturellen, wie viele von Anfang an glaubten und weiterhin glauben wollten – abgesehen davon, dass das Kulturelle auch und gerade ein Politisches war. Es gab den täglichen konsularischen Kleinkram, Pass- und andere Angelegenheiten; und es gab härtere Nüsse zu knacken. Da waren vor allem die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich, die bisher vom Roten Kreuz betreut worden waren; diese Aufgabe fiel nun, am 1. Mai 1951, dem Generalkonsulat zu. Da mussten freilich viele Probleme geklärt und gelöst, musste z.B. auch ein deutscher Hilfsverein gegründet werden, was alles andere als einfach war. Nichts davon wäre gelungen, wenn dem Generalkonsul nicht der Apostolische Nuntius Angelo Giuseppe Roncalli (der spätere Papst Johannes XXIII.) beigegeben hätte. „Die echte diplomatische Tätigkeit“ – so schrieb Roncalli im Rückblick – „gehört zu den edelsten und wertvollsten Dienstleistungen, zu denen ein Bürger berufen werden kann, und dies im Interesse nicht nur seines Vaterlandes, sondern aller Völker. Sie ist ein Dienst, der ihn Tag für Tag in Anspruch nimmt, der von der Furcht Gottes und von der Liebe zu den Menschen getragen und mit Weisheit, Überlegung und Ausdauer ausgeübt wer-

den muß.“<sup>26</sup> Hausenstein hätte diese Sätze unterschrieben, Wort für Wort.

Mit dem Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft, der bei den Franzosen schließlich keine Zustimmung fand, war Hausenstein dagegen nicht befasst: zum einen, weil man in Bonn seine Skepsis nicht teilte, ja sich eher an ihr störte, und deshalb seine Berichte auch nur unwillig zur Kenntnis nahm; und zum anderen, weil man seine Eignung für die eigentlich politischen Dinge noch immer in Zweifel zog. Auch an den Versuchen, die leidige Saarfrage zu lösen, wurde er kaum beteiligt; d.h. die Franzosen schienen ihn beteiligen zu wollen, aber die Deutschen überhörten ihren Wunsch.

Dennoch: die Aufgaben wuchsen, und die deutsche Vertretung wuchs mit ihnen. Schon 1951 war sie zur Diplomatischen Vertretung, Hausenstein selber zum Geschäftsträger aufgerückt; am 4. Juli 1953 wurde er zum Botschafter ‚ad personam‘ ernannt. Im selben Jahr zog er mit seinem Stab, der von anfänglich 20 auf 150 Mitarbeiter angewachsen war, von der Avenue d’Iéna in die Avenue Franklin-Roosevelt um. Auch seine sonstigen Lebensbedingungen besserten sich. Von den zwei Zimmern, die er erst im Hotel Vouillement, dann im Hotel St.-James-et-Albany bewohnte, wechselte er im Februar 1952 in eine Wohnung in der Rue de la Faisanderie und im Herbst in eine andere, bessere in der Avenue Foch. In zwölf Räumen, mit fünf Dienstboten konnte er, nein: konnten er und Margot, die ihn die ganze Zeit begleitet hatte, ihre oft gerühmte Gastlichkeit entfalten.

Schon als Hausenstein im Jahre 1952 seinen 70. Geburtstag feierte, schaute die Öffentlichkeit voller Anerkennung auf das Geleistete zurück. Vor allem in deutschen und schweizerischen Zeitungen erschienen große Artikel, die durchweg zum Ausdruck brachten, dass Hausenstein der richtige Mann am richtigen Platz sei, und dies dank seiner besonderen Fähigkeiten, die sie im einzelnen rühmten. So schrieb auch Annette Kolb in der ‚Festgabe für Wilhelm Hausenstein‘, die zur Feier des Tages erschien: „Als Hausenstein zum ersten Vertreter der Bonner Republik nach Paris berufen wurde und mit Frau Hausenstein eintraf, hieß es hier: ‚Enfin un geste. Enfin un acte de compréhension.‘ Jetzt, nachdem man sie beide kennenlernte, heißt es: ‚On n’aurait pas pu mieux choisir.‘ Diese Worte sind uns Allen aus dem Herzen gesprochen. Herzliche Glückwünsche!“<sup>27</sup> Auch der Staat, dem Hausenstein diente, war unter den Gratulanten; Heuss verlieh ihm das Große

Verdienstkreuz mit Stern, und Adenauer dankte ihm brieflich dafür, „dass Sie die Ihnen bis dahin fremde politische Arbeit auf meinen Wunsch hin übernommen haben. Ich verbinde damit meine besondere Anerkennung für die großen Verdienste, die Sie sich um die Pflege und Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen erworben haben.“<sup>28</sup> Auf der anderen Seite war es Robert Schuman, der französische Außenminister, der Hausenstein den „vollständigen Erfolg“<sup>29</sup> seiner Mission bescheinigte: „Dank Ihnen konnten die Beziehungen in der bestmöglichen Weise wieder angeknüpft werden.“<sup>30</sup>

Immer wieder wurde betont, dass Hausenstein ein geschickter Brückenbauer, ein Grenzgänger und Gratwanderer war: nicht nur zwischen Deutschland und Frankreich, sondern auch zwischen Kultur und Politik, und überhaupt. So etwas war eher selten, selbst im diplomatischen Dienst. Gewiß, da gab es etwa die Schriftsteller Chateaubriand, Claudel und Giraudoux, an die fast jeder dachte; oder, weiter zurück, den Maler Rubens, an den fast keiner dachte, obwohl er sich in höchst schwieriger Mission mehrfach bewährte. Er, der sogar einen spanisch-englischen Frieden herbeiführte, ist „ein inniger Sucher des europäischen Friedens und ein großer Pazifist aus dem Herzen“<sup>31</sup> gewesen; und gewirkt haben „der Glanz seiner Erscheinung, der Charme seines Gespräches, die liebenswürdige Souveränität seiner Argumente“<sup>32</sup>. Diese Sätze finden sich in einem Vortrag, der ‚Rubens als Diplomat‘ hieß und den Hausenstein 1929 in der deutschen Botschaft in Belgrad hielt; schon damals trafen sie auf den Vortragenden selber zu, und jetzt, gute zwanzig Jahre später, noch mehr. Dennoch sind auch ihm, wie dem Rubens, „bittere Enttäuschungen auf politischem Boden nicht erspart geblieben“<sup>33</sup>.

Einen Feind hatte Hausenstein ganz gewiss; nämlich Walter Hallstein, der sehr oft nach Paris kam, vor allem nachdem er zum ersten Staatssekretär im neuen Auswärtigen Amt ernannt worden war. Es ließ sich zwar nicht leugnen, dass er sich durch viele Vorzüge auszeichnete; aber es war sein Auftreten, das Hausenstein abstieß, nicht zuletzt die von ihm „mit einer gewissen Freundlichkeit, ja Herzlichkeit geübte Kunst der Täuschung“<sup>34</sup>. Selbst Adenauer bediente sich seiner, ohne ihn eigentlich zu mögen, und pflegte ihn im kleinen Kreis so sehr zu hänseln, dass Hausenstein und Margot „aus der Verantwortlichkeit der Gastgeber Einspruch erhoben“<sup>35</sup>. Auch die Franzosen mochten ihn nicht sehr.

Hausenstein wurde nicht einmal von der Art beirrt, in der Adenauer ihn schließlich behandelte oder behandeln ließ. Hausenstein war zwar völlig einverstanden, als ihm Adenauer im November 1954 schrieb, er „beabsichtige, auch in der Leitung der deutschen Diplomatischen Vertretung Paris eine Veränderung eintreten zu lassen, die zum 1. Februar 1955 wirksam werden soll“<sup>36</sup>; er hatte ohnehin nur drei, höchstens fünf Jahre im Amt bleiben wollen, und seine Aufgabe, die Normalisierung der Beziehungen, war erfüllt. Aber als Adenauer ihn bat, bis zum 31. März auszuharren, und dann nochmals auf eine weitere, unbestimmte Frist, bot sich eine neue Möglichkeit an. Inzwischen waren nämlich die Römischen Verträge unterzeichnet worden und der Zeitpunkt in greifbare Nähe gerückt, an dem die diplomatischen Vertretungen, auch die in Paris, zu Botschaften aufsteigen sollten, und ihre Leiter zu Botschaftern. Hausenstein meinte, wie er später schrieb, dass er es „nach Jahren überaus schwieriger, sehr anstrengender, aber auch eindeutig erfolgreicher und in ihrem spezifischen Wert weithin anerkannter Arbeit verdient haben würde, noch Botschafter im vollen Sinn des Wortes zu werden, um mich alsdann sofort, nach einer Anstandsfrist von höchstens vier Wochen, zurückzuziehen“<sup>37</sup>. Und wirklich wäre es ein schönes Zeichen gewesen, wenn nicht nur die deutsche Vertretung, sondern auch der deutsche Vertreter als Person den Erfolg seiner Arbeit hätte genießen dürfen. Aber es war wieder Hallstein, der Hausenstein einen Strich durch die Rechnung machte.

Am 5. Mai 1955 gab Hausenstein zum Abschied einen Empfang, dessen Gäste für die Stellung zeugten, die er sich und seinem Land errungen hatte. Es kamen 180 Personen; so etwa der päpstliche Nuntius, Erzbischof Paul Marella, der als Doyen des diplomatischen Corps die Dankesworte sprach, und der Erzbischof von Paris, Maurice Kardinal Feltin; die ehemaligen Ministerpräsidenten Robert Schuman und Georges Bidault; der Präsident der Nationalversammlung und der Gouverneur der Nationalbank; die in Paris akkreditierten Diplomaten, darunter allein vierzehn Botschafter; hohe und höchste Beamte des Außenministeriums; Künstler und Schriftsteller, darunter Raymond Aron und Jean Schlumberger; und andere Vertreter des öffentlichen Lebens. Ein paar Tage später, am 16. Mai, reiste Hausenstein ab; auf der Gare de l'Est erschienen, unter anderen, wieder viele Mitglieder des diplomatischen Corps, wieder mit dem Nuntius an der Spitze, und blieben, bis der Zug abfuhr. Welch ein Unterschied zu seiner Ankunft am sel-

ben Ort und vor fünf Jahren, als nur ein einziger und nicht sehr freundlicher französischer Beamter gekommen war! Welch ein Unterschied auch zum Empfang, den sein Nachfolger erhielt: dieser wurde in der Botschaft abgeholt und in den Elysée geleitet, in dessen Innenhof eine Kompanie der Republikanischen Garde das Gewehr präsentierte; dann wurde er vom Staatspräsidenten und vom Ministerpräsidenten empfangen.

Auch die Presse rief dem Botschafter a.D. noch Abschieds- und Dankesworte nach. Der französische ‚Combat‘ tat dies sogar auf seiner Titelseite, und so auch die schweizerische ‚Tribune de Genève‘, die am 23. Mai 1955 abschließend schrieb, Hausenstein sei beim Aufbau von Europa „einer der fähigsten und eifrigsten Werkleute. Bei seiner Abreise von Paris grüßen wir in ihm einen treuen Freund Frankreichs und des Friedens, einen freien und überaus kultivierten Geist, einen geschickten großzügigen und wohlwollenden Diplomaten.“<sup>38</sup> Am 17. September gab ihm der französische Botschafter André François-Poncet, sein Freund, in Bonn ein Bankett, bei dem er, Hausenstein, seine Ernennung zum ‚Grand Officier de la Légion d’Honneur‘ erhielt. (Die letzte derartige Ernennung eines Deutschen lag lange zurück – volle 43 Jahre.) Am 19. September gab ihm, auf dem Petersberg bei Bonn, der deutsche Außenminister Heinrich von Brentano ein weiteres Bankett.

Noch zwei Lebensjahre waren ihm vergönnt, die ihm die Bonner Bürokraten freilich nach Kräften vergällten. Sie verweigerten ihm die Altersversorgung, die er 1950 zur Bedingung gemacht, aber nicht vertraglich vereinbart hatte. Schließlich bewilligte ihm der Bundespräsident „bis auf weiteres eine laufende, monatlich im voraus zahlbare, widerrufliche Zuwendung im Betrage von 500.- DM aus seinen Verfügungsmitteln“<sup>39</sup>. Sie wollten ihm verbieten, sich ‚Botschafter a.D.‘ zu nennen, und schickten ihm Rechnungen über Glühlampen, die er gekauft, und Geschenke, die er der Concierge des Botschaftsgebäudes zum Neujahrsfest gemacht hatte, und die er aus der eigenen Tasche bezahlen sollte. Sie verhinderten es, dass er, wie vorgesehen, den deutschen Vorsitz in einer deutsch-französischen Kulturkommission übernahm. Schließlich kam es zum Bruch, den der Bundeskanzler in einem Brief vom 10. November 1956 kühl bilanzierte: „Ich bedauere außerordentlich, dass man Ihre so außerordentlich großen Verdienste nicht genügend gewürdigt hat. Dies gilt sowohl bezüglich Ihrer Verab-

scheidung wie auch hinsichtlich der späteren Verhandlungen wegen der Betreuung der kulturellen Angelegenheiten in Frankreich. Ich kann verstehen, dass Sie unter diesen Umständen nicht mehr mit dem Auswärtigen Amt zusammenarbeiten wollen. Auch hier kann ich nur mein großes Bedauern aussprechen, da Sie der gegebene Mann dafür gewesen wären.<sup>40</sup> Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan, der Mohr konnte gehen; den Sieg, den er errungen hatte, hefteten sich andere an ihre Fahnen. Aber er durfte sich seiner Sache sicher sein; der Tatsache, „dass mir eine Begegnung Deutschlands mit Frankreich gerade von meinem Standort her je und je selbstverständlich gewesen ist und dass ich als geborener Badener wohl eine natürliche Möglichkeit, ja eine leichte Hand dazu mitbrachte, diese Begegnung verwirklichen zu helfen. Und mehr als eine Begegnung: nämlich eine natürliche Konzeption, in welcher beide Länder, Deutschland und Frankreich, endlich gemeinsam, Hand in Hand, unter die beglückende Fermate des Europäischen, unter seinen befriedenden Himmelsbogen treten würden.“<sup>41</sup>

### 3

Aber warum glaubte Hausenstein, dass er sich für diese Aufgabe gerade „als geborener Badener“<sup>42</sup> besonders gut geeignet hatte? Nun, er hatte, wie er selber sagte, „seit Kindesbeinen von meiner schwarzwäldischen Heimat her immer nach dem Elsaß auf die natürlichste und nächste Weise hinübergelebt“<sup>43</sup>; nach dem Elsaß, das ihm der Vater auf einer Reise nahebrachte. „Über Colmar droben, im Anlauf der Vogesen, wurde ein Wanderziel erreicht, das den reizenden Namen ‚Drei Ähren‘ trug: wie ein Wappenbild ließ er sich in angeregter Vorstellung nieder. Seltsamer war, dass die nämliche Örtlichkeit von der anderen Seite herüber mit französischen Worten bezeichnet wurde: von dort her nannte man sie ‚Trois Épis‘ – nicht ohne dass die fremde Redeweise auch auf der Colmarer Seite aufgenommen worden wäre. ‚Trois Épis‘: so habe man, erläuterte der Vater, an Ort und Stelle gesagt, ehe die Landschaft umher, als Elsaß in Vergangenheit und Gegenwart berühmt, durch einen Feldzug den Franzosen wieder abgenommen worden sei (...). Während der Franzosenzeit habe sich in diesem Elsaß aber mancherlei an Gewohnheiten, Redeweise, Annehmlichkeiten eingebürgert, das nun zum Wesen der Bewohner zähle und

eben darum belassen werden solle, damit das Land zufrieden sei. Dies um so mehr, als nach jenem verlorenen Krieg auch Frankreich sich in eine Republik verwandelt habe, aus welcher immerwährend ein heilsam erregender Wind und Duft der Freiheit ins kaiserlich-deutsch regierte Elsaß herüberwehe: auch über den waldigen Vogesen drüben bezögen die Menschen ihre Ordnung jetzt nicht mehr von einem Thron herab, sondern aus eigenen, ungebundenen Händen – die Be-neidenswerten!“<sup>44</sup> In Straßburg stand ein Münster, das, wie der Vater zeigte, dem in Freiburg, ja auch dem in Basel in vielem glich.

Auf „das unbefangene Rhein-Bewußtsein in uns“<sup>45</sup> war Hausenstein besonders stolz. Drüben, jenseits des Rheins, teilte René Schickele diesen Stolz auf den „großen geründeten Garten zwischen Vogesen und Schwarzwald, der so eins und unteilbar ist, dass die politischen Grenzen deutlich als eine Fiktion erscheinen“<sup>46</sup>. (Den anderen Anliegern am Oberrhein fühlte man sich, auch wenn sie Ausländer waren, näher verwandt als den Inländern, die angrenzten. Oft hat Hausenstein erzählt, wie die Hornberger Schulbuben nach Schramberg hinaufstiegen, wo die Grenze verlief, „und den jenseits vermuteten württembergischen Bundesbrüdern ins Blaue hinein Beschimpfungen zuriefen“<sup>47</sup>.) Und wie René Schickele, so war auch René Beeh, der Maler, einer, der beiden Ländern und keinem ganz gehörte; er, der „rechte alemannische Elsässer, wie er von elsässischen Klapperstörchen gebracht wird; ganz deutsch und daher selbstverständlich (auf dialektischen Wegen der Konstitution) ganz und gar gaulois“<sup>48</sup>; einer, von dem Hausenstein aber auch schrieb, dass sich „das Französische in ihm mit dem Deutschen in ihm bekriegte“<sup>49</sup>, was ihm aber zum Guten ausschlug. (Beeh, der in Straßburg geboren wurde und starb, lebte in München.) Albert Schweitzer, neben dem Hausenstein in Günsbach auf der Orgelbank saß und mit dem er alemannisch sprach, zählte zu ihnen, und Robert Minder; und Jean Kuntz aus Colmar, der Hausenstein durch das Elsaß fuhr und führte, auch nach Straßburg, wo Deutsches und Französisches ununterscheidbar ineinanderflossen. War das Gebirge, das er vom Münster aus sah, der Schwarzwald, oder waren es die Vogesen?<sup>50</sup> Noch dass ihm seine Übersetzungen, vor allem die der Gedichte Baudelaires, so gut gelangen, schrieb Hausenstein der „Gunst besonderer Umstände“<sup>51</sup> zu, die ihn „von früh auf begleitet hatten“<sup>52</sup>; und er meinte damit die nachbarliche Nähe am Oberrhein,

„die ja nicht allein Schranke zwischen deutschem und französischem Dasein ist, sondern auch Übergang von dem einen zum andern“<sup>53</sup>.

Straßburg war für Hausenstein „die eigentliche Hauptstadt meiner Jugend; es war die Großstadt mit dem Zauber der Sünde; es war die Ahnung von Paris“<sup>54</sup>. Es war eine Ahnung, aber auch eine Lockung, der er folgte, sobald er konnte. Die ehemalige Königin von Neapel, die sich nach Paris zurückgezogen hatte, stellte ihn, den frischgebackenen Doktor, als ihren Vorleser ein, gab ihm aber nicht allzu viel zu tun, so dass er sich gründlich umsehen konnte. Hier traf er auf den Maler Albert Weisgerber, der ein Gastwirtssohn aus der Pfalz und ihm insofern ähnlich war. „Meine erste Begegnung mit ihm geschah inmitten des berückenden Pariser Frühlings von 1906 auf dem Boulevard des Capucines. Man spürte den Mai dort stärker, als man in freier Natur ihn empfunden haben würde – so sehr verzauberten die ruhenden Tropfen eines kurzen und lauen Regens, der über die frischen Blätter der Trottoirbäume gewichtlos hingeflogen war, den Augenblick, in dem sich drei Deutsche begrüßten und, Augen, Poren dem köstlichen Dunst der benetzten und leicht durchsonnten Atmosphäre geöffnet, unter den gestreiften Markisen des Café de la Paix sich niederließen, die aussahen wie das ländliche Sommerleinenkleid einer eleganten Frau.“<sup>55</sup> (Der dritte Deutsche war Theodor Heuss, mit dem er in München im selben Hörsaal gesessen hatte.) Was Hausenstein über Weisgerber schrieb, galt in gewisser Weise auch für ihn: „Sein Pariser Erlebnis gab ihm Horizonte, fast Segel und Flügel, und ließ ihm seine persönliche Eigenheit verstärkt zurück, ja trieb ihn wieder auf sie hin.“<sup>56</sup>

Schon der Großvater, der auf der mütterlichen Seite, Gottlob Baumann ‚zum Bären‘ in Hornberg, hatte sich locken lassen und war, auch weil es in der Familie üblich war, nach Paris gegangen, um sich in den Feinheiten und Finessen seines Berufes besser auszubilden. Als Andenken brachte er eine Mütze mit, wie die Revolutionäre von 1830 sie getragen hatten, und ein bunt bedrucktes Taschentuch, das ihre Taten zeigte; er war dabei gewesen und war dann 1848 in Deutschland dabei. Dem Großvater zur Seite stand die Großmutter, die sich Joséphine nannte, „mit einem Akzent auf dem e und dem französisch zu sprechenden Namen, denn so, ein bißchen rheinbündisch noch, hielt man es (...) im Badischen“<sup>57</sup>. Die älteste Tochter der beiden hieß ebenfalls Joséphine, die nächste Nanette Mathilde und die übernächste So-

phie Justine. So also hießen die Tanten; und der Urgroßvater hatte Johann oder eben Jean Armbruster geheißen und war „das angesehenste Haupt aller Schiffer im Kinzigtal“<sup>58</sup> gewesen.

Dass es gerade Paris war, das den Großvater wie den Enkel anzog, war auch kein Zufall, hatte auch mit der Herkunft aus Hornberg zu tun. Denn Hornberg lag (wie der ‚Bären‘ selber) an der alten Poststraße, die Paris mit Wien verband. Und wer von Westen kam, der kehrte erst einmal in den hiesigen Rast- und Gasthäusern (etwa im ‚Bären‘) ein, weil wegen der steil ansteigenden Strecke nach Langenschiltach die Pferde gewechselt oder sogar zusätzliche Pferde vorgespannt werden mussten; und es versteht sich, dass der Einkehrende auch etwas zu erzählen hatte. Für den, der in Hornberg aufwuchs, lag Paris fast vor der Tür; und für ihn war es zwar auch nicht leicht, aber leichter als für andere, diese Tür, die zugeschlagen worden war, wieder zu öffnen. Der Jesuit Jean de Rivau, der sich um die deutsch-französische Verständigung viele Verdienste erwarb, schrieb: „Die Freundschaft zu Wilhelm Hausenstein war der Weg, auf dem die Freundschaft zu Frankreich sich wieder anbahnte. Sobald irgendwo eine neue Tür vor ihm, dem einzelnen sich öffnete, trat mit ihm sein ganzes Land ein.“<sup>59</sup>

- <sup>1</sup> Wilhelm Hausenstein, *Der Bauern-Breugel*. 2.Aufl. München 1920, S.6.
- <sup>2</sup> Georg Lukács, Aus dem Vorwort zu ‚Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas‘. In: G.L., *Schriften zur Literatursoziologie*. Hrsg. von Peter Ludz (=Werkauswahl Bd.1/Soziologische Texte Bd.9). 4.Aufl. Neuwied/Berlin 1970, S.71-74; hier S.71.
- <sup>3</sup> Wilhelm Hausenstein, *Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten und Völker*. München 1913, S.12f.
- <sup>4</sup> Zit.n. Walter Migge, *Wilhelm Hausenstein. Wege eines Europäers*. Katalog einer Ausstellung. Marbach a.N. 1967, S.171 (Übers. v. Verf.).
- <sup>5</sup> Rainer Maria Rilke, *Briefe in zwei Bänden*. Bd.2 (=1919-1926). Hrsg. von Horst Nalewski. Frankfurt a.M./Leipzig 1991, S.128.
- <sup>6</sup> Herbert Read, *The Philosophy of Modern Art. Collected Essays*. London o.J., S.169.
- <sup>7</sup> Johann Wolfgang Goethe, *Noten und Abhandlungen: Zum besseren Verständnis des West-östlichen Divans*. In: J.W.G., *Werke* Bd.2 (=Gedichte und Epen Bd.2). Hrsg. von Erich Trunz. 14.Aufl. München 1983, 126-267; hier S.126.
- <sup>8</sup> Wilhelm Hausenstein, *Impressionen und Analysen. Letzte Aufzeichnungen*. Hrsg. von W.E. Süsskind. München 1969, S.226.
- <sup>9</sup> Wilhelm Hausenstein, *Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit*. Mitgeteilt von Johann Armbruster. Bd.1 (=Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947, S.9.
- <sup>10</sup> Zit.n. ebd., S.439.
- <sup>11</sup> Zit.n. ebd.
- <sup>12</sup> Wilhelm Hausenstein, *Ausgewählte Briefe. 1904-1957*. Hrsg. von Hellmuth H. Rennert. Oldenburg 1999, S.133.
- <sup>13</sup> Wilhelm Hausenstein, *Pariser Erinnerungen. Aus fünf Jahren diplomatischen Dienstes. 1950-1955*. 3.Aufl. München 1961, S.77.
- <sup>14</sup> Ebd. S.18f.
- <sup>15</sup> Ebd. S.35.
- <sup>16</sup> Zit.n. *Le Monde*, 19.07.1950 (Übers. v. Verf.)
- <sup>17</sup> Hausenstein, *Pariser Erinnerungen* S.28.
- <sup>18</sup> Konrad Adenauer, *Teegespräche. 1950-1954*. Hrsg. von Hanns Jürgen Küsters. Berlin 1984, S.90.
- <sup>19</sup> Hausenstein, *Pariser Erinnerungen* S.52.
- <sup>20</sup> Ebd. S.53.
- <sup>21</sup> Ebd. S.45.
- <sup>22</sup> Paul Frank, *Wilhelm Hausenstein als Diplomat*. In: Dieter Sulzer, *Der Nachlaß Wilhelm Hausenstein. Ein Bericht. Mit einem unveröffentlichten Essay, Briefen und einer Erinnerung von Paul Frank* (=Deutsches Literaturarchiv: Verzeichnisse, Berichte, Informationen Bd.11).Marbach 1982, S.151-157; hier S.155.
- <sup>23</sup> Hausenstein, *Pariser Erinnerungen* S.60.
- <sup>24</sup> Frank, a.a.O. S.156.
- <sup>25</sup> Hausenstein, *Pariser Erinnerungen* S.61.
- <sup>26</sup> Angelo Roncalli (d.i. Johannes XXIII.), *Erinnerungen eines Nuntius*. Freiburg/Basel/Wien 1965, S.27.
- <sup>27</sup> Annette Kolb, *Gruß aus Paris*. In: W.E. Süsskind (Hrsg.), *Festgabe für Wilhelm Hausenstein. Zum 70. Geburtstag*, 17. Juni 1952. München 1952, S.148.
- <sup>28</sup> Konrad Adenauer, *Brief an Wilhelm Hausenstein*, 17.06.1952; Archiv Hornberg.
- <sup>29</sup> Zit.n. Ulrich Lappenküper, *Wilhelm Hausenstein – Adenauers erster Missionschef in Paris*. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 43 (1995), S.635-678; hier S.659.
- <sup>30</sup> Zit.n. ebd.
- <sup>31</sup> Wilhelm Hausenstein, *Rubens als Diplomat*. In: W.H., *Meister und Werke. Gesammelte Aufsätze zu Geschichte und Schönheit bildender Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. München 1930, S.82-90; hier S.86.
- <sup>32</sup> Ebd. S.87f.
- <sup>33</sup> Ebd. S.89.
- <sup>34</sup> Hausenstein, *Pariser Erinnerungen* S.88.
- <sup>35</sup> Ebd. S.155.
- <sup>36</sup> Konrad Adenauer, *Brief an Wilhelm Hausenstein*, 10.11.1954; Archiv Hornberg
- <sup>37</sup> Wilhelm Hausenstein, *Brief an Konrad Adenauer*, 20.04.1955, Entwurf; Archiv Hornberg.
- <sup>38</sup> *Tribune de Genève*, 23.05.1955 (Übers. v. Verf.)
- <sup>39</sup> Zit.n. Peter Matthias Reuss, *Die Mission Hausenstein (1950-1955). Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg*. Sinzheim 1995, S.229 (Anm.742).
- <sup>40</sup> Zit.n. ebd., S.234.
- <sup>41</sup> Hausenstein, *Pariser Erinnerungen* S.10. – Insges. vgl. auch: Laurence Blanc, *Wilhelm Hausenstein (1882-1957). Un médiateur culturel et politique entre l'Allemagne et la France* (=Annales Littéraires de l'Université de Franche-Comté Bd.642). Paris 1997; Dieter Jakob/Johannes Werner/Renée-Marie Parry Hausenstein (Hrsg.), *Wilhelm Hausenstein als Wegbereiter der deutsch-französischen Beziehungen. Wilhelm-Hausenstein-Symposium 1998*. München 2000.
- <sup>42</sup> Hausenstein, *Pariser Erinnerungen* S.10.
- <sup>43</sup> Ebd. S.224.
- <sup>44</sup> Wilhelm Hausenstein, *Lux Perpetua* S.107f.
- <sup>45</sup> Wilhelm Hausenstein, *Wanderungen auf den Spuren der Zeiten*. Frankfurt a.M. 1935, S.25.

<sup>46</sup> René Schickele, *Himmlische Landschaft*. Badenweiler 1955, S.10.

<sup>47</sup> Wilhelm Hausenstein, *Licht unter dem Horizont*. Tagebücher von 1942 bis 1946. Hrsg. von W.E. Süskind. München 1969, S.14 (Vorwort des Hrsg.).

<sup>48</sup> Wilhelm Hausenstein, Einleitung zu: René Beeh. *Zeichnungen, Briefe, Bilder*. München 1922, S.1-8; hier S.3.

<sup>49</sup> Ebd. S.8.

<sup>50</sup> Vgl. Wilhelm Hausenstein, *Reise nach Südfrankreich*. Crimmitschau 1927, S.2-11.

<sup>51</sup> Wilhelm Hausenstein, Charles Baudelaire. Ein Versuch. In: Charles Baudelaire, *Ausgewählte Gedichte*. Deutsch von Wilhelm Hausenstein. München 1946, S.163-271; hier S.170.

<sup>52</sup> Ebd.

<sup>53</sup> Ebd.

<sup>54</sup> Hausenstein, *Reise nach Südfrankreich* S.7.

<sup>55</sup> Wilhelm Hausenstein, Albert Weisgerber. Ein Gedenkbuch. Hrsg. von der Münchener Neuen Sezession. München 1918, S.4.

<sup>56</sup> Ebd. S.43.

<sup>57</sup> Hausenstein, *Lux Perpetua* S.66.

<sup>58</sup> Heinrich Hansjakob, *Waldleute*. Erzählungen. Haslach 1984, S.136.

<sup>59</sup> Zit.n. Migge, a.a.O. S.148.